

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 26 (1923)

Artikel: Das lyrische Werk Gottfried Kellers
Autor: Fränkel, Jonas
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572713>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wir das. Aber was ist das, was aufersteht, wenn in Wahrheit keine seelische Merkmalbeziehung zwischen der alten und der neuen Form des Daseins zu finden ist und beide Erscheinungsweisen ein und desselben Lebens durch nichts verknüpft sind als durch die unabwendbare Schickung, daß das Ei des Käfers wieder die häßliche Made gebiert und die Made wieder den Käfer?

Das lyrische Werk Gottfried Kellers

Von Jonas Fränkel

I.

Im Jahre 1874 schrieb Berthold Auerbach über Gottfried Keller: „Es ist ein Elend und eine Schande, daß ein solcher voller Poet, der mehr ist als wir Mitlebenden alle, nicht mit Begeisterung aufgenommen und hochgeschätzt ist“. Wie Auerbach so urteilten im Grunde die meisten Zeitgenossen, soweit sie überhaupt urteilsfähig waren, und anerkannten willig Kellers Ueberlegenheit. Doch dieses Urteil galt fast ausschließlich dem Meister der Prosa, während die Gedichte auf die Wertung der dichterischen Persönlichkeit Kellers keinen sichtbaren Einfluß übten. Die beiden Gedichtbändchen aus den Jahren 1846 und 1851, die Gottfried Kellers Namen zuerst in die Literatur getragen hatten, blieben außerhalb der Schweiz ziemlich unbekannt, und der drei Jahrzehnte später an den Tag getretene Band der „Gesammelten Gedichte“ mit seinem Halbtausend Seiten hat mehr Kopfschütteln und Verlegenheit als Begeisterung geweckt. Die Freunde beobachteten schonende Zurückhaltung oder antworteten mit respektvoller Verneigung (Widmanns jubelnder Zuruf bildete eine Ausnahme); Fernerstehende jedoch stimmten zumeist Theodor Mommsen bei, der, in Sachen der Poesie kein Unberufener, den Ausspruch tat: „Ein Dichter, der keine Verse machen kann, das ist eben schlimm!“

„Ein Dichter, der keine Verse machen kann...“: auf diesen Ton war die Kritik noch lange Zeit gestimmt. Man faßte die Gedichte als ein Supplement zu den Prosabüchern, auf die allein der Akzent zu legen war. Noch in Richard M. Meyers Literaturgeschichte, die Gottfried Keller als ein Zentrum, als den Höhepunkt der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts betrachtet, merkt man das Unbehagen, eine schwache Seite des verehrten Meisters nicht umgehen zu dürfen und mäkeln zu müssen an dessen Versen. Erst Ricarda Huch sprach das erlösende Wort: Kellers Gedichte seien „seine schönste Gabe und allerschönste deutsche Gedichte überhaupt“.

Man gestatte mir ein persönliches Bekenntnis. Mit zwanzig Jahren waren Conrad Ferdinand Meyers Gedichte mein Lebensbuch. Ich führte es lange auf allen meinen Wegen mit und hielt es hoch als die ergreifendste Offenbarung dichterischen Kunstwillens. Ich lernte aus ihm, was Kunst sei. Neben ihm war mir Gottfried Keller — ein Dichter, der keine Verse machen kann. Erst mit den Jahren, allmählich und stets aufs neue beglückend, ging mir der unvergleichliche Zauber der Kellerschen Lyrik auf, und heute stimme ich Ricarda Huch bei: es sind die schönsten deutschen Gedichte.

Kellers dichterischer Genius spiegelt sich in seinen Prosawerken nicht reiner als in seinen Gedichten. Ja, die Prosa bildet eher eine Umhüllung für das schamhafte Ich, das aus seinen schönsten Versen mit unverschleiertem Gesicht aufsteigt. Nur in seinen Gedichten findet man das nahe Beieinander des Zarten und des Dämonischen und ihr berückendes Zueinanderspielen. Und nur in den Gedichten begegnet ihm, daß er den Leser aus der greifbarsten Wirklichkeit unvermerkt in die

Welt des Traumes entrückt, gleich einem Magier, der mit seinem Zauberstab die Geister weckt. Man kennt Keller nicht, wenn man seine Gedichte nicht kennt.

Freilich, in dem Zaubergarten seiner Lyrik sind die duftendsten Blüten oft überwuchert von wildem Gesträuch, und in das Buch, das reinste Poesie umschließt, hat auch Sterbliches, was auf dem Altare des Tages und der Gegenwart geopfert worden, Eingang gefunden. Es gilt das eine vom andern reinlich sondern. Allein das ist bei andern Dichtern auch so, und es bedeutet keinen wesentlichen Unterschied, ob George Leo den Dreizehnten oder Keller ein eidgenössisches Schützenfest besingt. Beidemal ist es „Zeitgedicht“, keine Poesie.

Und doch, jener Eindruck: „ein Dichter, der keine Verse machen kann“ besteht, und wenn Gottfried Keller aus dem Georgeschen Tempel der Lyrik mit der Giebelüberschrift: „Das Jahrhundert Goethes“¹⁾ verbannt worden ist (ein Spott für die Götter!), so hat das darin seinen Grund. Worauf aber ist jener Eindruck zurückzuführen? Und ist ihm jede Berechtigung abzuspochen?

Zweierlei Schuldige müssen angeführt werden: erstens die Mächte, die das Wort des Dichters übermitteln, und zweitens: der Dichter selber.

II.

Die Mächte, die das Wort des Dichters übermitteln: das sind die unverantwortlichen Setzer und die verantwortlichen Herausgeber. Jene haben sich um die Buchstaben und nicht um den Sinn zu kümmern, diese hingegen treten mit ihrem Namen an die Seite des Dichters und übernehmen vor der Öffentlichkeit die Verantwortung für die Unversehrtheit des dichterischen Wortes. Bei Gottfried Keller haben sich die verantwortlichen Mitarbeiter ihrer Aufgabe nicht besser entledigt als die unverantwortlichen. An zahllosen Stellen entspricht der Text der Gedichte (nur von diesen soll hier die Rede sein) nicht dem Willen des Dichters.

Ich will das mit einigen Beispielen belegen.

Ich finde in einer Säkularbetrachtung über den Lyriker Keller eine absprechende Kritik des herrlichen Gedichtes „Nixe im Grundquell“. Liest man den Text, wie er in sämtlichen Keller-Ausgaben seit bald vierzig Jahren abgedruckt worden ist²⁾, so begreift man die Verwerfung durch den Kritiker. Das Gedicht hat in der Mitte einen Bruch, der ihm durch das Herz geht.

„Nun in dieser Frühlingszeit
Ist mein Herz ein klarer See,
Drin versank das letzte Leid,
Draus verflüchtigt sich das Weh.

Spielend meine Seele ruht,
Von der Sonne überhaucht ...“

„Spielend meine Seele ruht“ — das Bild der glatten, durchsichtigen Wasserfläche, das den Leser bis zum Schluß des Gedichtes („Oben deckt den Zauber zu Das Gewässer tief und klar“) im Banne halten soll, ist hier zerstört, die Einheitlichkeit des Gedichtes zerschlagen. „Spielend meine Seele ruht ...“ — ist das nicht, was die alte Stilistiklehre mit *contradictio in adjecto* bezeichnete? Entweder ruht die Seele oder sie spielt; beides zugleich schließt einander aus. Zieht man jedoch die frühesten Drucke zu Rate, so entdeckt man, daß die Einheitlichkeit des Gedichtes

¹⁾ Deutsche Dichtung, herausgegeben und eingeleitet von Stefan George und Karl Wolfskehl. Dritter Band. (Berlin, Bondi.)

²⁾ Ich lege Wert darauf, zu bemerken, daß ich für die nachfolgenden Beispiele sämtliche neuern, in Betracht kommenden Ausgaben nachgeschlagen und nur eine nicht eingesehen habe: die des Propyläen-Verlages in Berlin.

ursprünglich gewahrt war, daß der Dichter sowohl in dem Gedichtbändchen von 1846, wo die Strophen bereits vorkommen, als auch in der ersten Auflage der „Gesammelten Gedichte“ von 1883, die er selber korrigierte, drucken ließ: „Spiegelnd meine Seele ruht“ und daß erst beim nächsten, vom Dichter nicht mehr kontrollierten Abdruck (1884) der Setzer den Unsinn in den Text hineingetragen und damit dem Gedichte den Todesstoß versetzt hat. (Wohl liegen die Lesarten der Kellerschen Gedichte an zwei Stellen gesammelt vor; doch wird man weder bei dem einen Sammler noch bei dem andern diese wichtigste Lesart finden: der eine hat sie übersehen, weil er in der Reihe der zu Kellers Lebzeiten erschienenen Drucke den entscheidenden beiseite schob, der andere, weil er den erstern ausschrieb ...).

In der Sonettenreihe „Von Kindern“ ist das zweite das dichterisch wertvollste und geschlossenste:

Die Abendsonne lag am Bergeshang,
Ich stieg hinan, und auf den goldnen Wegen
Kam weinend mir ein zartes Kind entgegen,
Das, mein nicht achtend, schreiend abwärts sprang.

Ums Haupt war duftig ihm ein Schein gelegen
Von Abendgold, das durch die Löcklein drang.
Ich sah ihm nach, bis ich den Gramgesang
Des Kleinen nur noch hörte aus den Hagen.

Zulezt verstummte er; denn freundlich Rosen
Hört ich den Schreihals liebevoll empfangen;
Dann tönt empor der Jubelruf des Losen.

Ich aber bin vollends hinaufgegangen,
Wo oben blühten just die letzten Rosen,
Fern, wild und weh der Falken Stimmen klangen.

So liest man es. Stutzt der Leser aber nicht beim vorletzten Vers? Bemerkte er nicht den Widerspruch zur Situation? „Wo oben blühten just die letzten Rosen“ — der Bergeshang lag ja schon beim Beginn der Wanderung im Schein der Abendsonne; während der Wanderer hinanstieg, mußte der glühende Schein sich dem Erlöschen nahen, mußten die letzten Rosen erbleichen! „Wo oben bleichten just die letzten Rosen“ hieß es denn auch beim ersten Abdruck („Neuere Gedichte“ 1851) und ebenso in des Dichters Druckmanuskript für die „Gesammelten Gedichte“. Der Setzer las aber „blühten“, der Autor, der den Korrekturstift in der Regel nur ansetzte, wo ihm ein Ausdruck in der Erinnerung als unbefriedigend haftete, alles andere jedoch mit raschem Auge überflog, hat den Druckfehler nicht bemerkt, und die Kellerherausgeber bewährten hier wie sonst ihre Tugend, nirgends anzustoßen.

„Scheiden und Meiden“:

— — — — —
„Gegen Morgen, gegen Morgen
Schau ich trotzig in die Sonne;
Wie erglänzt sie wild und feurig,
Lächelnd in Gewitterwonnen!“

— — — — —
Vor mir liegt das rauhe Leben,
Schlägt die Zeit die hohen Wogen,
Kreist die Welt mit ihren Welten...“

Die drei letzten Verse bieten zwei falsche Lesarten. „Vor mir liegt das rauhe Leben“ — das klingt wie das Schillersche feindliche Leben, in das der Mann hinaus muß. Bei Keller aber ist es jauchzender Morgenmut und Freude am Abenteuer,

die zum Klingen kommen. „Das reiche Leben“ heißt es drum richtig in den ersten Drucken (und in frühen Handschriften). — „Kreist die Welt mit ihren Welten“: das ist doch offener Unsinn! Die ältere, wieder aufzunehmende Lesart lautet: „Kreist die Welt mit ihren Sternen“.

„Winterspiel“. Anfangsverse:

„Verschlossen und dunkel ist um und um
Mein winterlich Herz zu schauen...“

„Herz zu“ — welch ein Mißklang! Hält man Keller im Ernst einer derart häßlichen Lautfügung für fähig (ganz abgesehen von der Stockung des Rhythmus an dieser Stelle)? Schon bei Niederschriften in Prosa wacht Keller darüber, daß nicht bei Nachbarworten zwei gleiche Konsonanten zusammenstoßen, und korrigiert sich, wenn es ihm entglüpft (die Setzer und Herausgeber scherzen sich aber einen Pfifferring darum) — und gar erst im Versinnern zwei aufeinanderprallende Zischlaute! Man sollte meinen, ein Herausgeber müßte eher die Wand hinaufrennen, bevor er in der Korrektur eine solch schauerhafte Kakophonie unbesehen durchließe. Und hier lag ja der Wille des Dichters offen zu Tage! Keller hatte im ersten Gedichtbändchen drucken lassen: „Mein winterlich Herz zu schauen“ und schrieb auch so im Manuskript für die „Gesammelten Gedichte“; doch die alte Form fand vor dem Setzer keine Gnade, und die verantwortlichen Herausgeber entschieden sich für den feineren Setzer und gegen den Dichter.

Es sind bloß einige aufs Geratewohl herausgegriffene Beispiele. Bedenkt man jedoch, daß Ähnliches alle paar Seiten begegnet, manchmal auch mehrmals auf einer Seite, so wird man inne werden, daß wir den Dichter nicht für die vielen Sinnwidrigkeiten und für jeden Mißton in Gottfried Kellers Gedichten verantwortlich machen dürfen.

III.

Die „Gesammelten Gedichte“ bieten die Form, in der der Lyriker Keller auf die Nachwelt kommen wollte. Rund zweieinhalbhundert Stücke umfaßt der Band; hievon entstammt etwa ein Viertel den späten Mannesjahren, der Rest ist die Frucht dichterischer Frühzeit. Die beiden Gedichtbändchen, in denen die erste poetische Triebkraft ihre Blüten zeitigte, haben den Großteil ihres Bestandes an die endgültige Sammlung abgegeben.

Diese Bändchen bilden die stärkste Beglaubigung des Dichters Keller. Besäßen wir nichts anderes von ihm, diese Gedichte würden seinem Namen die Unsterblichkeit sichern; denn in ihnen findet sich, von drei Gedichten abgesehen („Abendlied“, „Die Entschwundene“, „Tod und Dichter“), bereits der gesamte Kronschatz kellerscher Lyrik ausgebreitet.

Von diesen beiden Bändchen ist das erste das Werk eines Fündundzwanzigjährigen. Ich kenne keine zweite Gedichtsammlung eines jungen Poeten (weder vor noch nach Keller), die eine gleiche Fülle unvergänglicher Schönheiten umschlüsse, die den Goldklang der Poesie gleich rein ertönen ließe. Die ganze romantische Naturlyrik, auch die Eichendorffs, verblaßt neben der Hingerissenheit und der Inbrunst des jungen Keller. Nur bei Novalis, in den „Hymnen an die Nacht“, vernimmt man ähnliche Ergriffenheit; doch die „Hymnen“ sind von einem Tone beherrscht, während Keller die Natur in allen Tönen besingt und wie ein verbender Geliebter allen ihren Wandlungen andächtig nachgeht.

Man ist diesen Gedichten niemals gerecht geworden. Man hat mißlaunige Aeußerungen des Dichters wiederholt, der sie unreif schalt und insbesondere den Liebesgedichten (den schönsten neben den so ganz anders gearteten von Heine) einen realen Erlebnisgehalt absprach. Als ob Traumerlebnissen nicht ebensoviel und, wenn

ihnen solch blühende Schönheit entspringt, noch weit mehr Realität zukäme als dem mit wachen Sinnen Erlebten!

Als Gottfried Keller im Alter daran ging, seine Jugendgedichte mit der lyrischen Späternte in einem Sammelband zu vereinigen, da tat er es im Gefühle einer Pflicht. Es sollte eine lyrische Testamentbestellung sein. Der Gedanke der Treue gegenüber dem Verfasser der Frühgedichte lag ihm fern. Jahrzehnte künstlerischer Entwicklung trennten ihn von jenem.

Lyrik ist ein Bekennen seines Ich. Je unmittelbarer, je wahrhaftiger, umso eindrucksvoller. Der lyrische Dichter wandelt die Welt in einen Traum und stellt seine Träume mit der Sicherheit und Selbstverständlichkeit eines Nachtwandlers vor sich hin. Der junge Keller, der sich seiner Zeit verbunden fühlte, so daß er deren Echo in seine Gedichte hineinhalten ließ, war dennoch ein Träumer, der mit einem Sprunge sich in die Traumwelt seiner Phantasieen schwang, darin er selbstherrlich regierte. Der Redaktor der endgültigen Sammlung Kellerscher Gedichte ist ein anderer als der sie einst geschaffen. Er verpönt das Schweifen im Unbegrenzten. Lyrik ist ihm nicht Leidenschaft und Willkür, Lyrik ist ihm Suchen nach Motiven, die mit sinnen-der Kunst allseitig zu entwickeln sind. Nur vom alten Keller besitzen wir Prosaentwürfe zu Gedichten, Niederschriften von Motiven, die er für Gedichte in Aussicht genommen; dem jungen Dichter war solche Übung fremd. Sehr deutlich spiegelt sich die Distanz zwischen dem Redaktor der „Gesammelten Gedichte“ und dem jungen Dichter in dem neuen Schluß, den jener einem der schönsten Gedichte aus dem ersten Bändchen angesetzt hat. Es ist das bereits erwähnte „Winterspiel“:

Verschlossen und dunkel ist um und um
Mein winterlich Herze zu schauen...

Es zeigt den Dichter, wie er die reale Welt nach Willkür umschafft, sich mitten in winterlicher Dede und Verlassenheit die Lieblichkeiten des Frühlings und die Herrlichkeiten des Sommers erweckt, sich die Sensationen der Pariser Revolution und die Wonnen und Schrecken eines Mitkämpfenden gönnt und sich zuletzt sogar selber ins Grab trägt; wie er seine Rolle mit Selbstvergessenheit spielt und sie doch zugleich auch als Zuschauer genießt. Der die Strophen einst gedichtet, schrieb sie mit dem stolzen Bewußtsein seiner souveränen Macht über die Wirklichkeit. Der alte Keller hält Gericht über den spielenden Dichter, und er spricht ihm dies Urteil als Grab-schrift:

„Hier ist ins Gras
Ein spielender Träumer gekrochen;
Wohl ihm und uns: wär die Welt von Glas,
Er hätte sie lange zerbrochen!“

Das Geheimnis der Wirkung eines lyrischen Gedichtes liegt in der durchgeführten Einheit eines angeschlagenen Tones, im völligen Aufgehen des Dichters in der beschworenen Welt. Wird jene Einheit aufgelöst, so entsteht, was man „romantische Ironie“ nennt und was Heine als bewußtes Mittel zur Zerstörung der dichterischen Illusion so virtuos anwandte. Ohne zu wollen, tritt der Redaktor Keller, indem er sich zu dem Dichter Keller in Gegensatz stellt, in des Romantikers Heine Spuren.

Ein anderes Mal wirkt die dem Geiste des Gedichtes fremde Einstellung noch stärker illusionzerstörend. Von den beiden „Trauerweide“ überschriebenen Gedichten führt das erste den Dichter vor die franke, hoffnungslos hinsiehende Geliebte. Der Situation entsprechend war in dem Gedichtbändchen von 1846 die Liebe des Dichters ätherisch gefärbt. Der Dichter redete die Kranke an:

„Ich lieb nicht deinen feinen Mund,
Nur deine Seele ganz allein —“

Unter den Händen des alten Keller, der inzwischen die Legenden geschrieben, erhält die ätherische Liebe ganz und gar irdisches Aussehen, das mit Behagen heini-
sierend ausgemalt wird:

„Ich lieb auch deinen lieben Mund,
Lieb deine Seele nicht allein ...

— — — — —
Ich lieb auch deiner Füße Paar,
Wenn sie in Gras und Blumen gehn;

— — — — —
Auf dem besonnten Kieselgrund
Stehn sie wahrhaftig wie ein Turm ...“

Solche vollständige Umkehrung des ursprünglichen Konzeptionsinnes mag oft geistreich und mit Geschick durchgeführt sein: die unio mystica zwischen Ton und Inhalt, jene geheimnisvolle Stimmung, aus der ein vollendetes Gedicht wie ein Wunder aufblüht, geht dabei unwiederbringlich verloren.

Die Distanz zwischen dem Redaktor und dem Dichter Keller bewirkt noch ein anderes. Dem jungen Dichter ist die Inspiration seine Führerin. Ihr vertraut er sich an, sie läßt ihn das Richtige ergreifen. Der alte Keller verläßt sich in seiner Kunstübung nicht auf das Irrrationale: Verstand, Maß, Ordnung lautet sein Bekenntnis. Der Lyriker Keller, obwohl eben erst von der Malerei herkommend, errät instinktiv die Gesetze der Poesie und hütet sich davor, die Gesetze der einen Kunst der andern aufzudrängen. Er geht nicht stets auf plastische Wirkung aus; er weiß, daß in der Poesie oft durch Andeuten mehr gewonnen wird als durch genaues Schildern. Der alte Keller hingegen strebt mit den Jahren immer energischer deutliche Zeichnung, feste Konturen an. Die lassen sich aber nachträglich in ein Gedicht nicht gut hineinzeichnen; tut man es aber gewaltsam, so kann leicht geschehen, daß aus einer hingehauchten Zeichnung ein derber Holzschnitt wird. Man lese das Vergänglichkeitsgedicht „Flackre, ew'ges Licht im Tal“, das seinen Platz zuerst in den „Neueren Gedichten“ von 1851 hatte:

Flackre, fernes Licht im Tal,
Durch die Nacht mit leisem Blinken:
Noch vor Morgen wird dein Strahl
Endlich in sich selbst versinken!

Wie schön gerundet ist die Strophe! Und wie eindrucksvoll das Bild der Nacht, durch die aus der Talferne ein Licht herüberblinkt! Bei der neuen Redaktion ändert Keller:

Flackre, ew'ges Licht im Tal,
Friedlich vor dem Fronaltare;
Auch dein Küster liegt einmal,
Der das Del hat, auf der Bahre!

Man muß tiefe Verehrung für den Dichter hegen, um nicht beim Lesen schon hier abzubrechen und auf die Fortsetzung zu verzichten. „Der das Del hat“ — nur eine müde, schwere Hand konnte diese gedehnte Prosa niederschreiben. Die Optik hat sich gewandelt: obwohl überflüssig, wird das blinkende Licht bestimmt lokalisiert und durch den Fronaltar ein fremdes Element, ein abseits liegendes, hineingerzert. Dritte Strophe:

Nachtwiolen, süß und stark
Duftet ihr durch diese Lauben,
Und ihr wißt das feinste Mark
Luft und Erde schnell zu rauben.

„Luft und Erde“ — der Leser stolpert über den artifelosen Dativus oder errät sie vielleicht gar kaum. In der Fassung der „Neueren Gedichte“ aber ging es glatt und ohne Stolpern:

O, wie wigt das feinste Mark
Ihr der Erde schnell zu rauben!

Vier Strophen weiter las man früher:

Andre Blumen, andre Wellen,
Andre Sterne, andre Herzen,
Andre Freuden, andre Schmerzen
Werden unererschöpflich quellen
Und, eh wir noch gar verglommen,
Ganz uns auszulöschen kommen.

Die Verse erinnerten den alten Keller an das berühmte antithetische Spiel am Schluß des „Atta Troll“ („Andre Zeiten, andre Vögel! Andre Vögel, andre Lieder!“) — oder er hatte in ihnen gar bewußt Heine kopiert — und so ändert er sie denn und ersetzt Poesie durch holprichte Prosa:

Ewig neu der Wirbel ist,
Zahllos aller Dinge Menge,
Und es bleibt uns keine Frist
Zu beharren im Gedränge.

Deutlich werden hier die Gefahren, die der Umarbeitung eines Jugendwerkes in späteren Jahren drohen. Es ist ein andres, ob ein Dichter im Alter aus fortlebender Ergriffenheit heraus sich noch einmal an das Thema seiner Jugend begibt, ohne sich um das einst Geschaffene zu kümmern, als existierte es nicht mehr für ihn (man denke an den Dichter des „Prometheus und Epimetheus“!), oder ob er teilnahmslos an seinen frühen Versen flücht, um ihnen nachträglich zu geben, was nur eine glückliche Geburtsstunde zu schenken vermag. Ihm kann leicht begegnen, daß er den bunten Schmetterlingen den Flügelstaub abstreift, der Poesie heißt.

Es muß gesagt werden, daß Keller diesem Schicksal nicht entgangen ist. Er war sich freilich während der Arbeit der Gefahren wohl bewußt, und Zweifel über die Berechtigung seines Beginnens stiegen ihm auf; allein er konnte dem Zwange nicht widerstehen. Er schrieb an Hense: „Es ist ein bedenkliches Experiment, und kaum wird es eine Gedichtsammlung geben, die auf diese Weise zustande gekommen ist. Die Nemesis wird wohl auch nicht ausbleiben“. Rodenberg gegenüber klagte er nach Erscheinen des Buches, er werde das Gefühl nicht los, daß es „vielfach zu prosaisch und rauh sei“. Und Widmann vertraute er die Gewissensfrage: „Ist das nun eigentlich Poesie oder nicht?“ Eine Frage, deren Beantwortung bei den Jugendbändchen kein Besinnen erfordert hätte.

Gewiß: nicht bei allen Gedichten hatte der bessernde Keller eine so verhängnisvolle Hand wie bei den angeführten. Der Kunstverstand des alten Dichters war so mächtig, daß er mit seiner Hilfe nicht selten das Schwierigste zu einem guten Ende zu führen wußte. Und glücklicherweise fand eine ganze Reihe der allerschönsten Gedichte vor den strengen Augen ihres Urhebers Gnade, so daß sie aus der Verwandlungsmühle ungeschädigt herauskamen. Wer aber dem Lyriker Keller gerecht werden will, der wird ihn nicht bloß in der endgültigen Sammlung aufsuchen, sondern mehr noch in jenen Jugendbändchen, die den Glanz der Kellerschen Poesie oft stärker ausstrahlen als die späteren Bearbeitungen. Ihm wird sich mit der Zeit — nicht durch mühsames Aufbauen aus einem Lesartenmosaik, sondern durch stets erneutes ungehindertes Genießen — eine Idealgestalt des Lyrikers Keller herausbilden, die gegenüber der vom alten Keller der Nachwelt vermachten eine wesentliche Bereicherung bedeutet.